

roman
«Geh doch mal deutsch, Alter»

Sascha Lobo: «Strohfeuer». Roman. Rowohlt Berlin 2010. 288 S., ca. Fr. 38.–.



ARBEITSWELT. Die New Economy sieht recht alt aus; einer ihrer letzten Überlebenden ist Sascha Lobo (35); den roten Hahnenkamm trägt er inzwischen mit Würde zu Markte. Mit «Wir nennen es Arbeit» wurde Lobo zum Mentor von Berlins «digitaler Bohème». Mit seinem Erstlingsroman «Strohfeuer» jetzt tritt er hurtig ins Stadium niederschwelliger Selbstreflexion. Die Story: Stefan

und seine Freunde gründen eine Agentur, von der niemand so konkret weiss, wozu sie gut ist. Nach Platzen der Dotcom-Blase müssen sie Leute entlassen, aber hoppla: «Wie viele sind wir eigentlich gerade?» Egal, Kopf hoch: «Geh doch mal deutsch, Alter», mahnt Stefan den Kumpel. Starke Sprüche, flauweilige Gefühle: ein junger Unterhaltungsroman aus der Arbeitswelt. chr

reiseberichte
«Schleifspuren flüchtiger Küsse»

Roger Willemssen: «Die Enden der Welt». S. Fischer Verlag, Frankfurt a. M. 2010. 544 S., ca. Fr. 38.–.



WELTREISE. Als Moderator im Fernsehen bestach Roger Willemssen durch seine Neugier, gebremst durch Diskretheit, und eine korrekte Sprache, zuletzt auch im SF-Literaturclub. Die Neugier ist ihm geblieben; in seinem neuen Buch erzählt er aus 30 Jahren Weltenbummelei auf fünf Kontinenten. Aber diese Ich-Bezogenheit! Und diese verblasene Sprache: «Ich erlebte Menschen noch unabgeschliffen von

gesellschaftlichen Basiskonventionen». Puuh, da muss man nicht unbedingt dabei sein. Auch nicht bei den «Schleifspuren» flüchtiger Küsse in der Eifel. Auch nicht in Island bei der Willemssen-Selbstinszenierung als grosser Menschenversther. Mit dem Klassenprimus Willemssen zum Opiumessen nach Chiang Mai? Dann lieber mit einem Primarschüler ein Glace einwerfen; ist spannender. chr

auch das noch

Kalendertod

CHRISTINE RICHARD

Was wird heute in einem Jahr sein, am 3. Dezember 2011? Ein Gedicht wird sein oder nichts. Joseph von Eichendorffs «Winterlied» wird am 3. Dezember verlässlich aufleuchten im Lyrikkalender für 2011, schön schlicht aufgemacht, kundig zusammengestellt und kommentiert vom Lyrikkenner Michael Braun mit Kollegen. Blatt für Blatt, Tag für Tag ein Gedicht. Am 1. Januar beginnt Robert Walser fast in Tucholsky-Manier: «Will eine feine Frau man sein, so darf man nicht ermatten, Mitleid zu haben mit dem Gatten.» Am 31. Dezember 2011 beschliesst Heinz Erhardt das Jahr der ermattenden Gatten passend mit einem Gedicht über das Fernsehen. Und heute in einem Jahr kommt also dieser Joseph von Eichendorff.

Winterlied

«Mir träumt', ich ruhte wieder
Vor meines Vaters Haus
Und schaute fröhlich nieder
Ins alte Tal hinaus,
Die Luft mit lindem Spielen
Ging durch das Frühlingslaub,
Und Blütenflocken fielen
Mir über Brust und Haupt.

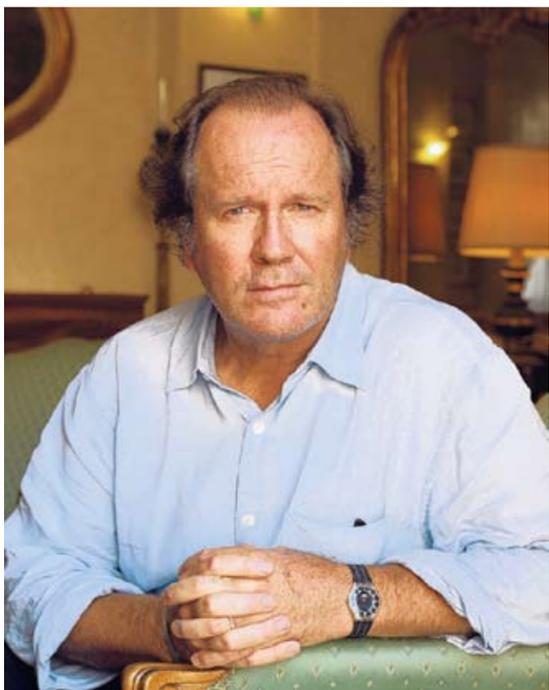
Als ich erwacht, da schimmert
Der Mond vom Waldesrand,
Im falben Scheine flimmert
Um mich ein fremdes Land,
Und wie ich ringsher sehe:
Die Flocken waren Eis,
Die Gegend war vom Schnee,
Mein Haar vom Alter weiss.»

ALTERSFRAGE. Eichendorff war Anfang vierzig, mitten im Leben schrieb er von der Vergänglichkeit. Wie alt muss man sein, um vom «Winterlied» berührt zu werden? 50 Jahre, 90 Jahre oder 110 Jahre? Ein Blick ins Netz auf Youtube sagt: 17 Jahre, 25 Jahre, 30 Jahre. Es sind Jugendliche, die Eichendorff zitieren, vertonen, singen, auch Walter von der Vogelweide. Es ist nie zu früh, daran zu denken, dass dieser Tag, exakt dieser heute, der letzte für uns sein könnte. Für den Lyrikkalender ist es schon so weit. Der Deutschlandfunk will beim Projekt Lyrikkalender 2012 nicht mehr mittun. Ausgerechnet der Deutschlandfunk, der wegen seines Wortprogramms der einzige Sender ist, für den Gebühren zu Recht zwangseingetrieben werden. «Öwê, war sint verschwunden alliu míniu jár», klagte Walter von der Vogelweide. Verschwunden für 2011 ist schon der «Arche Kalender Schweiz», nur der «Arche Literatur Kalender» zählt 2011 unsere Tage. christine.richard@baz.ch

> Deutschlandfunk-Lyrikkalender. Wunderhorn, Heidelberg 2010, Fr. 35.–.

Rahmen ohne Bild

Schwindelerregend: In «Nat Tate» malt William Boyd eine Malerbiografie ohne Maler aus



Versteht, wer will. Echter Autor (William Boyd) und Kunstwerk des fiktiven Künstlers Nat Tate («Porträt of K»).

SIMONE VON BÜREN

Nach dem Kunstfälscher kommt jetzt der Künstlerfälscher: William Boyds Biografie des amerikanischen Malers Nat Tate, den es nie gab, ist auf Deutsch erschienen.

Am 1. April 1998 luden David Bowie und der schottische Autor William Boyd die New Yorker Kunstwelt zu einer Buchvernissage in Jeff Koons Atelier ein. Präsentiert wurde William Boyds Biografie des in Vergessenheit geratenen amerikanischen Expressionisten Nat Tate. Der Einladung folgten zahlreiche Galeristen, Kritiker und Kunstsammler, die schon von Tate gehört hatten und sich über sein Werk äusserten.

Der Anlass wurde zum literarischen Coup und Skandal in der Kunstwelt. Denn Nat Tate war eine Erfindung von William Boyd. Es hatte Tate ebenso wenig gegeben wie seine angeblich zerstörten Bilder. – In seinem Buch nun

macht William Boyd diesen Nat Tate zum Halbweisen aus New Jersey, lässt seine Mutter bei einem Autounfall sterben und gibt ihn in die Obhut des reichen Ehepaars Barkasian. In einem Sommerhäuschen im Park der Villa malt der zurückhaltende, leicht altnodisch anmutende Tate die zahlreichen genialen Werke, die er Jahre später mit wenigen Ausnahmen vernichtet.

Pseudo-dokumentarische Texte sind William Boyds Spezialität: Schon 1988 legte er mit «Die neuen Bekenntnisse» die fiktive Autobiografie eines schottischen Filmregisseurs vor. «Eines Menschen Herz» dann versammelt die fiktiven Tagebücher des schottischen Schriftstellers Logan Mountstuarts, die Boyd wiederum als unerlässliche Quelle für Nat Tates Biografie bezeichnet.

Logan Mountstuart und die Kunsthändlerin Janet Felzer gehören zu Tates engsten Vertrauten, sind jedoch ebenso

erfunden wie Tate selber. Aber indem Boyd ihre Geschichten und Fotos mit denen berühmter historischer Persönlichkeiten wie Picasso, Peggy Guggenheim und Franz Kline verwebt, behauptet er eingängig ihre Realität.

OPULENT. Boyd bedient sich der Tradition der Künstlerbiografie und untergräbt sie gleichzeitig. Die äussere Form ist konsequent umgesetzt: Wie in der Kunstbranche üblich, ist das Buch ein ansprechendes Objekt mit Leinwandband, grosszügigem Schriftbild und Farb- und Schwarzweissfotos. Boyd legt dem Buch die Chronologie eines Lebens zugrunde, arbeitet mit Fotos, Bildern und Jahreszahlen. Bis in Quellen, Danksagung und Bibliografie hinein mischt er Erfundenes.

Mit rund neunzig Seiten ist das Bändchen natürlich viel zu kurz für eine Biografie. Und trotzdem enthält es im-

mer wieder lange Zitate aus Tagebüchern und Briefen anderer Personen zu spezifischen Episoden, die in einem kurzen Abriss über ein Leben niemals Erwähnung finden würden.

Passagen im Stil von «Er war seinen Zeitgenossen ähnlich und zugleich auch sehr unähnlich» sagen alles über das Nichts dieses Künstlerlebens. Der Biograf verliert sich in erzwungen wirkenden psychologischen Deutungen – wenn er zum Beispiel einen Bezug herstellt zwischen Tates Brücken-Zeichnungen und seiner Angst vor dem Wasser, in dem sein Vater angeblich ertrunken war. Immer wieder schweift der Biograf ab in andere Leben, in diverse kunsthistorische Exkurse, soziologische Betrachtungen und Anekdoten über die ungünstig platzierten Haufen von Janet Felzers Norwich-Terrier.

BISSIG. William Boyd lanciert hier einen bissigen Kommentar zum heutigen Kunstbetrieb und Celebrity-Kult um langweilige Persönlichkeiten und nichtssagende Biografien. Denn dünn ist das Buch nicht so sehr, weil Tate schon 32-jährig stirbt, sondern weil er uninteressant ist.

Nur wenige Fotos zeigen ihn: als Kind und als undeutlichen Schatten in George Braques Garten. Ganz vorne im Buch ist ein gutaussehender, eleganter Mann abgebildet. Das Foto ist als einziges nicht beschriftet. Aber das helle Hemd und die helle Krawatte lassen auf Tate schliessen, der laut Biograf «eine Vorliebe für helle selbstgefärbte Krawatten» hegte.

Die deutsche Übersetzung hat nicht mehr die Wirkung des englischen Originals bei Erscheinen. Aber Boyds Spiel mit literarischen Traditionen hat durchaus noch ihren Reiz. Denn nicht Nat Tate und sein imaginiertes Leben interessieren an diesem Buch, sondern die Art, wie Boyd den Rahmen so kunstfertig ausgestaltet, dass man lange gar nicht merkt, dass das Bild fehlt.

> William Boyd: «Nat Tate. Ein amerikanischer Künstler 1928–1960». Aus dem Englischen von Chris Hirte. Berlin Verlag 2010. 96 S., ca. Fr. 36.–.

Furchtbar fruchtbarer Schoss

«Big Sue» verarbeitet Geschichte ziemlich zügellos in Zora del Buonos gleichnamigem Roman

ALAIN CLAUDE SULZER

Einen Schweizer Kunsthistoriker treibt es in den Bann einer Südstaaten-Villa, wo es die üppige Sue treibt und umtreibt.

Wasser und Inseln, auf die man sich zurückziehen kann, scheinen es der in Berlin lebenden Schweizer Autorin Zora del Buono angetan zu haben. Bereits in ihrem Erstling «Cranitz» Verlangen» ging es der Mitbegründerin der Zeitschrift «mare» um Wasserleichen und um einen historisch verbürgten Massenselbstmord am Ende des Zweiten Weltkriegs; in der pommerischen Stadt Demmin hatten sich Tausende von Einwohnern aus Furcht vor den Russen im Fluss Tollense ertränkt.

In ihrem neuen Roman jetzt hat del Buono einen gewaltigen Sprung über den Atlantik nach South Carolina gemacht, wo sich nicht nur das Klima empfindlich vom europä-

schen unterscheidet, sondern auch die Gefahren. In den Sümpfen lauern nicht nur Krokodile, sondern auch ungesühnte Schandtaten.

In diesen heissen, feuchten Süden der USA hat es die Ich-Erzählerin verschlagen, die fast durchweg die Rolle einer inaktiven Beobachterin einnimmt. Auf dem Flughafen von Atlanta lernt sie Carl Fenner, den Sohn eines weltbekannten Schweizer Autors, kennen, über dessen dubiose Vergangenheit eben ein viel diskutiertes Buch erschienen ist.

GESPENSTERHAUS. Während sie über einen einheimischen Volksglauben recherchieren soll, hat Carl auf den Humphrey Islands, einer kleinen Inselgruppe, Arbeit als Architekturstudienhistoriker gefunden. Gegenstand seiner Forschung ist das alte Haus, in dem er wohnt. Dass er

nicht der einzige Bewohner ist, wird ihm bald klar. Dass er die wichtigste Bewohnerin – Big Sue, um die sich wilde Gerüchte ranken – lange nicht zu Gesicht bekommt, irritiert ihn empfindlich, zumal sie offenbar direkt unter ihm wohnt. Ihr zweideutiges Stöhnen dringt bis zu ihm.

Während sich Carls Fantasie an der männermordenden Unbekannten entzündet, deckt seine Flughafenbekanntschaft so manches der Geheimnisse auf, die sich um die Humphrey Islands ranken. Dank ihrer Ermittlungen erfahren wir, dass Sue Humphreys Vorfahren Sklaventreiber waren, denen die Schwarzen auch nach der Befreiung durch die Yankees jahrzehntelang auf Gedeih und Verderb ausgeliefert blieben. Big Sues bizarres Verhalten – so das Fazit – ist nichts anderes als eine kru-

den der eigenen Familie. Was diese den Schwarzen unter dem Deckmantel christlicher Moral Übles angetan hat, wird durch ihr unmoralisches Verhalten aufgewogen. Das Resultat: viele Kinder vieler Väter.

«Big Sue» ist auf den Schluss hin konzipiert. Das gibt dem Ende dieses schmalen Romans viel, vielleicht zu viel Gewicht. Das überstürzte Lüften all der bis zu diesem Punkt gut gehüteten Geheimnisse treibt die Handlung atemlos voran. Schliesslich glauben wir alles zu wissen, bis wir merken, dass die beiden Hauptfiguren noch immer nicht zu Wort gekommen sind: Big Sue und Carl bleiben rätselhaft. Der Autorin ist gelungen, sie für uns über die Lektüre hinaus am Leben zu erhalten.

> Zora del Buono: «Big Sue». Roman. Mare 2010. 191 S., ca. Fr. 38.–.



Zürcherin in Berlin. «Mare»-Begründerin, Autorin und Architektin Zora del Buono. Foto Heike Ollertz